

## Wolf von Engelhardt

### „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“: Goethes Aufsatz im Licht von Kants Vernunftkritik

Goethe sagte mir ein Mal, daß wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Mute würde, als träte er in ein helles Zimmer.  
A. Schopenhauer<sup>1</sup>

Mit dem unter dem Titel *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* bekannten Text hat Goethe sich in drei Epochen seines Lebens befaßt: Die erste Niederschrift<sup>2</sup> trägt keinen Titel und wurde am 28. April 1792 von Goethes Schreiber Schumann gefertigt. Am 10. Januar 1798 sandte Goethe diese Aufzeichnung an Schiller<sup>3</sup> und nannte sie *Kautelen des Beobachters*.<sup>4</sup> 1823 veröffentlichte Goethe den Text mit einigen kleineren Veränderungen und unter dem, wahrscheinlich von Riemer stammenden Titel *Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt im Ersten Heft des Zweiten Bandes seiner Zeitschrift Zur Naturwissenschaft überhaupt*.<sup>5</sup> Die Geschichte dieses Textes von 1792 bis 1823 beleuchtet bedeutsame Stationen der Entwicklung von Goethes Denken über die Natur und ihre Erforschung.

#### 1. Die erste Aufzeichnung vom 28. April 1792

Als erste Arbeiten in der von ihm später *Farbenlehre* genannten Disziplin veröffentlichte Goethe im Verlag des Industrie-Comptoirs Wei-

<sup>1</sup> Arthur Hübcher (Hrsg.): Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke. Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Band, Wiesbaden 1949, S. 159.

<sup>2</sup> LA I 3, 285-295; II 3, 311-317. Es gelten die folgenden Abkürzungen:

WA = Goethes Werke, Weimarer Ausgabe.

LA = Goethes Schriften zur Naturwissenschaft, Leopoldina Ausgabe.

FA = Goethes Werke. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a. M.

Herwig = Goethes Gespräche, hg. v. Wolfgang Herwig.

KrV = Kant, Kritik der reinen Vernunft (B = Zweite Auflage).

KU = Kant, Kritik der Urteilskraft (A = Erste Auflage).

<sup>3</sup> WA IV 13, 13.

<sup>4</sup> WA IV 13, 219.

LA I 3, 6-37; 450-452; II 3, 163-190; FA I 23/2, 15-50.

<sup>5</sup> LA I 8, 305-315; FA I 25, 26-36.

mar im Herbst 1791 die *Beiträge zur Optik, Erstes Stück*<sup>6</sup> und die *Beiträge zur Optik, Zweites Stück*.<sup>7</sup> Daraufhin erschien in der „Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung“ am 28. Januar 1792 eine Rezension des *Ersten Stücks*,<sup>8</sup> in welcher ein ungenannter Autor darlegte, daß man die von Goethe auf seine Weise erklärten prismatischen Farbenerscheinungen auch aus Newtons Theorie ableiten könne.

Es ist höchstwahrscheinlich diese Rezension, welche Goethe veranlaßt, am 28. April 1792 als Erwiderung den später *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* benannten Text zu diktieren. In dieser Aufzeichnung verfolgt Goethe eine neue Strategie, um sich gegen die Kritik des Rezensenten und gegen Newtons Theorie zu behaupten. Durch philosophische Erwägungen, nicht mittels empirischer Argumente, rechtfertigt und verteidigt Goethe seine Art, die prismatischen Farben im Versuch zu erzeugen und ihre Entstehung zu erklären. Er unternimmt dies im Sinn und mit dem Instrumentarium von Kants kritischer Philosophie, deren Kenntnis er nach der Rückkehr aus Italien durch Gespräche mit Jenaer Kantianern und ein eingehendes Studium der *Kritik der reinen Vernunft* und der *Kritik der Urteilskraft* erworben hatte.<sup>9</sup> Bisher hat man in Goethes Aufsatz die

<sup>6</sup> LA I 3, 6-37; 450-452; II 3, 163-190; FA I 23/2, 15-20.

<sup>7</sup> LA I 3, 38-53; II 3, 190-195; FA I 23/2, 51-66.

<sup>8</sup> LA I 3, 54<sub>16</sub>-58<sub>46</sub>; siehe auch LA I 7, 87<sub>8</sub>-90.

<sup>9</sup> Zu Goethes Kantstudien in Jahren 1789 – 1792:

Materielle Überlieferung

a Kant, *Kritik der reinen Vernunft* (2. Aufl. Riga 1787) und *Kritik der Urteilskraft* (1. Aufl. Berlin und Libau 1790) in Goethes Bibliothek enthalten zahlreiche An- und Unterstreichungen sowie einige Randbemerkungen von Goethes Hand. Alle Seiten mit Goethes Markierungen sind reproduziert und erläutert in: Géza von Molnár: *Goethes Kantstudien*. Weimar 1994.

b Aufzeichnungen von Goethes Hand in seinem Nachlaß: Heft in Folio mit der Aufschrift „Eigene philosophische Vorarbeiten. Circa 1790“ (Kräuter), enthaltend die Kapitelüberschriften der *Kritik der reinen Vernunft*, B 1-512 (WA II 11, 377-380). – Tafel der Kategorien nach der *Kritik der reinen Vernunft* (WA II 11, 381). – Aufzeichnungen zu *Kritik der Urteilskraft* A §76, S. 335 (WA II 11, 381). – Aufzeichnungen zum Abschnitt „Systematische Vorstellung aller Grundsätze des reinen Verstandes“ der *Kritik der reinen Vernunft* B 197-294 (WA II 13, 463-465).

Zeugnisse

18. Februar 1789. Wieland an K. L. Reinhold (Herwig I, 470): „Goethe studiert seit einiger Zeit Kants Kritik pp. mit großer Applikation, und hat sich vorgenommen, in Jena eine große Konferenz mit Ihnen darüber zu halten.“

14. Juni 1789. K. L. Reinhold an Kant (Anmerkung 10, S. 140): „Wieland, Goethe und noch mehrere meiner Bekannten versichern mir einstimmig, daß die Art von indirekten Beweis, welche dies Schriftchen für die Probehaltigkeit Ihrer Philosophie ad hominem aufstellt, für die Sache selbst, die itzt von so vielen sogenannten Prüfern so sehr verdreht, verzerrt und verunstaltet wird, daß das Publikum nicht weiß,

Stimme Kants nicht vernommen. So meinte Karl Vorländer in seinem Buch über Kant, Schiller und Goethe in dieser Abhandlung übergehen zu können, „da sie Kant weder nennt noch von ihm beeinflusst erscheint“.<sup>10</sup> Vorländers Mißverständnis und ähnliche Ansichten späterer Autoren sind verständlich; denn Goethe verhält sich auch in dieser Abhandlung als „*ehrer Schweiger*“, wie er sich 1783 nannte<sup>11</sup>: erstens erwähnt er niemals den Namen Kants und zweitens verhüllt er die dem großen Erneuerer verdankte Verwandlung seines Naturverständnisses, indem er nur wenige Kantische Termini benutzt und ganz in seiner Sprache nach den Grundprinzipien der Transzendentalphilosophie verfährt. Schon am 1. November 1790 bewunderte Schiller in einem Brief an Körner diese Fähigkeit Goethes, Kants Philosophie produktiv zu rezipieren: „Er (Goethe) war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las“.<sup>12</sup>

---

wie es dabei dran ist, von Wirkung sein müsse“. „Schriftchen“ : K. L. Reinhold: *Über die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie*. In: Der Teutsche Merkur, Zweites Vierteljahr 1789, 3-37 und 113-135.

26. September 1790. Schuckmann an J. F. Reinhardt (Herwig I, 494): „Sein Studium scheint jetzt Kant ... zu sein.“

September 1790. A. v. d. Knesebeck (Herwig I, 496): „Endlich frage ich ihn: welches jetzt das neueste bemerkenswerteste Buch wäre? – Und er nannte trocken antwortend, wahrscheinlich um mich loszuwerden: Kants Kritik der Urteilskraft.“

6. Oktober 1790. Körner an Schiller (Herwig I 497): „Goethe ist acht Tage hier (in Dresden) gewesen und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mitteilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich erraten. – Wo sonst, als – im Kant! In der Kritik der teleologischen Urteilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden.“

25. Oktober 1790. Goethe an J. F. Reichardt (WA IV 9, 235f.): „Kants Buch hat mich sehr gefreut und mich zu seinen früheren Sachen gelockt. Der teleologische Teil hat mich fast noch mehr als der ästhetische interessiert.“

1. November 1790. Schiller an Körner (Herwig I 497): „Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekenne n. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und be-t a s t e t mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen – und das macht mir ihn zum großen Mann.“

<sup>10</sup> Karl Vorländer: *Kant, Schiller, Goethe*. Leipzig 1907, 153.

<sup>11</sup> Goethe an Lavater, Ende Dezember 1783. WA IV 6, 232.

<sup>12</sup> Herwig I 497.

Im *Ersten* wie auch im *Zweiten Stück der Beiträge zur Optik* kommen keine Termini der Kantischen Philosophie vor, so daß beide *Beiträge* wohl noch zu den „vorkantischen“ naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zu rechnen sind. Dagegen bezeugt die Aufzeichnung vom 28. April 1792 deutlich Goethes Rezeption von Kants Philosophie. Es mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß Goethe die Rechtfertigung einer vor-kantischen Arbeit auf Kant gründet. Doch kennzeichnet gerade dieser Umstand den Charakter von Goethes Rezeption der kritischen Philosophie. Die durch Kant veranlaßte Wandlung seiner Ansichten war kein unvermittelter Bruch mit der Vergangenheit, auch wenn Goethe später von seiner früheren Weltansicht abschätzig als „von einem steifen Realism und einer stockenden Objektivität“ sprach.<sup>13</sup> Die Kant-Rezeption war von solcher Art, daß Goethe durch Kant wohl eine Verwandlung seines Naturverständnisses erfuhr, welche aller Naturforschung der folgenden Jahre zu Grunde liegt, daß er sich aber gleichwohl durch Kant in Intentionen seiner bisherigen Naturstudien bestätigt fühlte.

Daß Goethe in der Aufzeichnung von 1792 durchweg im Sinne Kants argumentiert, um sein Verfahren in den *Beiträgen zur Optik* zu rechtfertigen, erkennt man am Leitfaden der An- und Unterstreichungen<sup>14</sup> in seinen Handexemplaren der *Kritik der reinen Vernunft* und der *Kritik der Urteilskraft*. Bei der folgenden Darlegung von Goethes Gedankengang werden in den Zitaten aus Kants Werken die von Goethe durch Unterstreichung oder Randstrich mit Bleistift hervorgehobenen Worte und Passagen durch Unterstreichung bezeichnet. Goethes Worte werden *kursiv* wiedergegeben; längeren Passagen sind in Klammern Seite und Zeilen in LA I 3 beigelegt.

„Sobald der Mensch“, beginnt Goethe, „die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, ... ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden“ (285<sub>4,8</sub>). „Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen“ die Naturforscher, wenn sie danach streben, „die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen unter einander zu beobachten“ (285<sub>13-17</sub>), indem sie „als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen was ist, und nicht was behagt“ (285<sub>21f.</sub>). Daß eine solche „Entäußerung“ dem Menschen schwer fällt, lehren, wie Goethe ausführt, die in der Geschichte der Wissenschaften überlieferten „Hypothesen, Theorien, Systeme und was es sonst für Vorstellungsarten geben mag“ (286<sub>1f.</sub>).

<sup>13</sup> Goethe an Schiller, 13. Januar 1798. WA IV 13,19.

<sup>14</sup> Nach Géza von Molnár: *Goethes Kantstudien*. Weimar 1994.

Mit dem Kantischen Terminus „*Vorstellungsarten*“, der in seinen naturwissenschaftlichen Texten zum ersten Mal im Jahr 1790 erscheint (am Schluß des Aufsatzes „*Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären*“), evoziert Goethe die Grundthese Kants: „unsere Vorstellung der Dinge, wie sie uns gegeben werden, richte(t) sich nicht nach diesen, als Dingen an sich selbst, sondern diese Gegenstände vielmehr, als Erscheinungen, richten sich nach unserer Vorstellungsart.“<sup>15</sup>

Indem Goethe nun die Art betrachtet, „*wie der Mensch verfährt, wenn er die Kräfte der Natur zu erkennen sich bestrebt*“ (286<sub>5,7</sub>), betritt er die Ebene philosophischer Besinnung, wobei Philosophie nicht dogmatisch, sondern in kritischer Funktion in Erscheinung tritt, wie Kant dies in einer von Goethe markierten Passage vermerkt: „Als Doktrin scheint Philosophie gar nicht nötig ... sondern als Kritik, um die Fehlritte der Urteilskraft (lapsus judicii) im Gebrauch der wenigen reinen Verstandesbegriffe, die wir haben, zu verhüten“.<sup>16</sup>

Unter Berufung auf die „*Geschichte der Physik*“ und die Weise, wie „*vorzügliche Männer der Naturlehre genutzt und geschadet haben*“, stellt Goethe weiter fest, daß wir, „*sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und im Verhältnis mit andern betrachten, ... mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Teilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können*.“ Doch schreiten wir fort, „*je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände unter einander verknüpfen*“ (286<sub>7,19</sub>). Damit weist Goethe auf die von Kant „Synthesis“ genannte Handlung des Verstandes, der aus der Mannigfaltigkeit der empirischen Anschauung spontan Erkenntnis hervorbringt: „die Spontaneität unseres Denkens erfordert es, daß dieses Mannigfaltige zuerst auf gewisse Weise durchgegangen, angenommen und verbunden werde, um daraus eine Erkenntnis zu machen. Diese Handlung nenne ich Synthesis. Ich verstehe aber unter Synthesis in der allgemeinsten Bedeutung die Handlung, verschiedene Vorstellungen zu einander hinzuzutun, und ihre Mannigfaltigkeit in einer Erkenntnis zu begreifen.“<sup>17</sup>

Wenn Goethe weiterhin feststellt, daß der Beobachter „*scharfe Urteilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse*“ (286<sub>26f.</sub>) benötigt, um von sinnlicher Wahrnehmung zur Erkenntnis der Gegenstände fortzuschreiten, woraus sich strenge „*Forderungen*“ ergeben (286<sub>36</sub>),

<sup>15</sup> KrV BXX.

<sup>16</sup> KrV B174.

<sup>17</sup> KrV B103.

so weist er damit auf das Kapitel „Von der transzendentalen Urteils-kraft“ in der *Kritik der reinen Vernunft*, in dem es heißt: „Wenn der Verstand überhaupt als das Vermögen der Regeln erklärt wird, so ist Urteils-kraft das Vermögen unter Regeln zu subsumieren, d. i. zu unterscheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel (casus datae legis) stehe, oder nicht.“<sup>18</sup>

Erst nach dieser Betrachtung der verknüpfenden und urteilenden Tätigkeit des Verstandes beim Zustandekommen der Erkenntnis kommt Goethe auf die „*Erfahrung*“ zu sprechen (287<sub>11ff.</sub>), dem berühmten Satz gemäß, mit dem Kant die *Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft* beginnt: „Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren ...“<sup>19</sup>. „*Erfahrung*“ ist nach Kant der Inbegriff der durch sinnliche Wahrnehmung des Beobachters vermittelten empirischen Anschauung, die sich auf seine Rezeptivität, seine Fähigkeit, äußere Sinneseindrücke zu empfangen, gründet. „*Daß die Erfahrung ... in der Naturlehre ... den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand leugnen*“ (287<sub>11-14</sub>), sagt Goethe, – eine unerwartet schwache Bewertung, wenn man sich an die Sorgfalt erinnert, mit der er sich lebenslang und in allen Naturreichen der sinnlichen Wahrnehmung hingibt. Im Gegensatz dazu hebt Goethe emphatisch hervor, daß „*man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferisch unabhängige Kraft*“ nicht „*absprechen wird*“ (287<sub>14-17</sub>). Mit diesen schöpferischen und unabhängigen Funktionen des Subjekts, meint Goethe die von Kant beschriebene Spontaneität des Verstandes: Nach Kant werden, damit Erkenntnis zustandekommt, die Erfahrungen „*aufgefaßt*“, indem sie den Anschauungsformen von Raum und Zeit und den apriorischen Kategorien des Verstandes gemäß geformt werden. Sie werden dann durch die synthetisierende Tätigkeit des Verstandes zu übergeordneten Begriffen „*zusammengenommen*“ und schließlich durch die von produktiver Einbildungskraft gelenkte Urteils-kraft „*geordnet*“ und „*ausgebildet*“. Goethe bekennt sich hier deutlich zu einer zentralen Konsequenz des Kantischen Denkens, der Umkehrung der Rolle, die Gegenstand und Bewußtsein in der vorkantischen Philosophie bisher spielten: nun schreiben nicht mehr die Gegenstände, sondern vor aller Erfahrung dem Verstand innewohnende Begriffe a pri-

<sup>18</sup> KrV B171.

<sup>19</sup> KrV B1.

ori der Natur ihre Gesetze vor. Die zögernde Anerkennung dieser neuen Ansicht deutet Goethe mit dem Satz an: „*Allein wie diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt sein.*“ (287<sub>17-20</sub>)

Nach dieser durch das Studium der Schriften Kants inspirierten Einleitung seiner Aufzeichnung spricht Goethe in einem längeren Abschnitt (287<sub>21</sub>-289<sub>2</sub>) von zwei Grundsätzen der Forschungspraxis, die ihm besonders am Herzen liegen.

„*Scharfsinnige Menschen*“ deren es viel mehr gibt, als man denkt, sagt Goethe, finde man, „*auf Gegenstände aufmerksam gemacht ... zu Beobachtungen so geneigt als geschickt*“ (287<sub>21-24</sub>). Sie hätten Phänomene bemerkt, die er „*teils nicht gekannt, teils übersehen hatte*“ und ihn in seinen Ideen gefördert. Goethe, der sein Wissen nicht einem gelehrten Studium auf Akademien verdankte, hatte in der Tat immer ein offenes Ohr für Erfahrungen von Laien und Praktikern wie Malern, Handwerkern, Gärtnern und Bergleuten. So war es nicht der berühmte Professor Abraham Gottlob Werner, sondern der ungelehrte Steinschneider, Joseph Müller, der ihm die Augen für Gesteine und Mineralien um Karlsbad öffnete. Als Zweites hebt Goethe hervor, daß in der Naturforschung „*das Interesse mehrerer auf e i n e n Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervor zu bringen im Stande sei*“ (287<sub>36-38</sub>). Dies nimmt die Botschaft vorweg, die drei Jahre später der Mann mit der Lampe in Goethes Märchen verkündet: „*Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Zeit vereinigt.*“ Auch erinnert man sich daran, daß Goethe in der Farbenlehre und auf anderen Gebieten der Naturforschung die Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten erstrebte. Daß dies meist mißlang, gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen seines Lebens.

Im Folgenden betrachtet Goethe den „*Versuch*“, ein besonderes Verfahren der Naturbeobachtung, welches er in den Reichen der Steine und Pflanzen kaum anwenden kann, mit dem er aber in den *Beiträgen zur Optik* 1791 seine Studien im Reich des Lichts und der Farben beginnt. „*Versuch*“ nennt Goethe ein Vorgehen, bei dem „*wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die teils zufällig, teils künstlich entstanden sind, wieder darstellen...*“ (289<sub>6,9</sub>). Das Besondere besteht also darin, daß man, im Unterschied zur Beobachtung der sich ohne unser Zutun zeigenden Naturerscheinungen, beim sogenannten Versuch solche Phänomene beobachtet, die „*unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit*“ –

wir dürfen hinzufügen: von jedermann – „wieder hervorgebracht werden“ können. (289<sub>12-14</sub>) Die Wiederholbarkeit von Phänomenen unter gleichen Bedingungen ermöglicht nach dem Prinzip der Induktion die Aufstellung empirischer Regeln, denen jedoch keine allgemeine Gültigkeit zukommt, wie Goethe von Kant erfährt: „Erfahrung gibt niemals ihren Urteilen wahre oder strenge, sondern nur angenommene und komparative *Allgemeinheit* (durch Induktion), so daß es eigentlich heißen muß: soviel wir bisher wahrgenommen haben, findet sich von dieser oder jener Regel keine Ausnahme.“<sup>20</sup>

Goethe nennt nun Kautelen, die dieser Einschränkung gemäß, bei Schlüssen aus Versuchen zu beachten sind, wobei er, ohne dies ausdrücklich zu sagen, die Kritik an Newton und die Verteidigung der eigenen Position im Auge hat. Der einzelne Versuch, sagt er zunächst, erhält „nur seinen Wert durch Vereinigung und Verbindung mit andern“ (289<sub>22f.</sub>). Damit zielt Goethe auf sein Verfahren in den *Beiträgen zur Optik*, wo er eine allgemeine Regel über Farberscheinungen aus der Betrachtung verschiedener Schwarz-Weiß-Muster durch das Prisma ableitet. Mit der Bemerkung, daß „mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben“, erforderlich sei, um „zwei Versuche, die mit einander einige Ähnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden“ (289<sub>23-26</sub>), bringt Goethe zum Ausdruck, daß eine solche Verknüpfung sich nicht ohne weiteres aus der empirischen Anschauung ergibt, sondern durch eine Handlung des Verstandes, eine „Synthesis“, bewirkt wird, wie Kant dies beschreibt: „Das Mannigfaltige der Vorstellungen kann in einer Anschauung gegeben werden, die bloß sinnlich d. i. nichts als Empfänglichkeit ist ... Allein die Verbindung (conjunctio) eines Mannigfaltigen überhaupt, kann niemals durch Sinne in uns kommen, und kann also auch nicht in der reinen Form der sinnlichen Anschauung“ – d.h. nicht in den Formen von Raum und Zeit – „zugleich mit enthalten sein; denn sie ist ein Actus der Spontaneität der Vorstellungskraft, und, da man diese, zum Unterschiede von der Sinnlichkeit, Verstand nennen muß, so ist alle Verbindung ... eine Verstandeshandlung, die wir mit der allgemeinen Benennung Synthesis belegen ...“<sup>21</sup>

Der nächste Abschnitt in Goethes Schrift bringt eine radikale Steigerung der transzendentalphilosophischen Kritik an der in der Naturforschung seiner Zeit längst gebräuchlichen Induktion: „Man kann sich daher“, sagt Goethe, „nicht genug in acht nehmen, daß man aus Versuchen nicht zu geschwind folgere, daß man aus Versuchen nicht

<sup>20</sup> KrV B3f.

<sup>21</sup> KrV B129f.



unmittelbar etwas beweisen, noch irgendeine Theorie durch Versuche bestätigen wolle“ (289<sub>32-35</sub>). Gemeint ist die Gefahr, empirisch ermittelte Regeln in den Rang von Gesetzen zu erheben, eine Gefahr, auf welche Kant mit seiner Definition hinweist: „Gesetze existieren eben so wenig in den Erscheinungen, sondern nur relativ auf das Subjekt, dem die Erscheinungen inhärieren, so fern es Verstand hat, als Erscheinungen nicht an sich existieren, sondern nur relativ auf dasselbe Wesen, sofern es Sinne hat ... Erscheinungen sind nur Vorstellungen von Dingen, die, nach dem, was sie an sich sein mögen, unerkannt da sind. Als bloße Vorstellungen aber stehen sie unter gar keinem Gesetze der Verknüpfung, als demjenigen, welches das verknüpfende Vermögen vorschreibt. Nun ist das, was das Mannigfaltige der sinnlichen Anschauung verknüpft, Einbildungskraft ...“<sup>22</sup>

„An diesem Passe“, dem gefährvollen „Übergang von der Erfahrung zum Urteil“, sagt Goethe, „ist es, wo den Menschen alle seine inneren Feinde auflauren“; wo ihn die „Einbildungskraft ... mit ihren Fittigen in die Höhe hebt, wenn er noch immer den Erdboden zu berühren glaubt...“ (289<sub>35</sub>-290<sub>2</sub>). „Einbildungskraft“ insbesondere „produktive Einbildungskraft“ nennt Kant die „unentbehrliche Funktion der Seele“, welche die spontane Synthesis zunächst unzusammenhängender Sinneswahrnehmungen zur Erkenntnis zustande bringt. Als Frucht seiner Kantlektüre kommt das Wort *Einbildungskraft* in Goethes naturwissenschaftlichen Texten erst nach 1789 vor.<sup>23</sup> Goethe hat die folgenden Passagen über die „Einbildungskraft“ in der *Kritik der reinen Vernunft* markiert:

„Die Synthesis überhaupt ist ... die bloße Wirkung der Einbildungskraft, einer blinden, obgleich unentbehrlichen Funktion der Seele, ohne die wir überall gar keine Erkenntnis haben würden, der wir uns aber selten nur einmal bewußt sind.“<sup>24</sup> „Einbildungskraft ist das Vermögen, einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart in der Anschauung vorzustellen. ... So fern die Einbildungskraft nun Spontaneität ist, nenne ich sie auch bisweilen die produktive Einbildungskraft, und unterscheide sie dadurch von der reproduktiven, ... welche ... in die Psychologie gehört.“<sup>25</sup>

<sup>22</sup> KrV B164.

<sup>23</sup> „*Einbildungskraft*“ erscheint in Goethes naturwissenschaftlichen Texten zum ersten Mal im Aufsatz *Antwort*, der im März 1789 im *Teutschen Merkur* erschien (LA I 11, 31<sub>30</sub>). Zur Rolle dieses Begriffs bei Goethe, siehe Shu Ching Ho: *Über die Einbildungskraft bei Goethe*. Freiburg im Breisgau 1998.

<sup>24</sup> KrV B103.

<sup>25</sup> KrV B151f.

Wo aber die Einbildungskraft den Menschen „mit ihren Fittigen in die Höhe hebt, wenn er noch immer den Erdboden zu berühren glaubt“, lauern ihm innere Feinde auf, von denen Goethe im Folgenden aufzählt: „Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit“. Solche „inneren Feinde“ können – und hier hat Goethe Newton im Sinn – „auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter“ überwältigen (290<sub>1ff.</sub>). Um vor jener Gefahr der Beschränkung des Erkenntnisvermögens, „welche größer und näher ist als man denkt“, zu warnen, formuliert Goethe, ein „Paradoxon“, d. h. einen der gewöhnlichen Meinung entgegenstehenden Grundsatz, und behauptet, „daß ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche beweisen zu wollen“ (290<sub>12-15</sub>). Um aber „nicht in den Verdacht zu geraten, als wollte ich dem Zweifel Tür und Tor öffnen“, wolle er sich im Folgenden deutlicher äußern.

Eine jede Erfahrung, betont Goethe, die wir durch einen Versuch machen, wird als „isolierter Teil unserer Erkenntnis durch öftere Wiederholung ... zur Gewißheit.“ Wir seien gewöhnlich geneigt, zwei Erfahrungen „für näher verwandt zu halten als sie sind“. Dies sei „der Natur des Menschen gemäß“ und die Geschichte des menschlichen Verstandes zeige uns dafür tausend Beispiele. Er habe an sich selbst bemerkt, daß er „diesen Fehler fast täglich begehe“ (290<sub>20-29</sub>). Dieser Fehler sei mit einem anderen nahe verwandt: „Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache ... sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur eine Vorstellungsart: das heißt ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältnis zu bringen, das sie, streng genommen, unter einander nicht haben“ (290<sub>31-291</sub>) – eine Bemerkung, welche verrät, daß Goethe hier wohl schon im Begriff ist, die von Kant gesetzte Grenze zu überschreiten.

Da „die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt“, fährt Goethe in seinem Aufsatz fort, „entstehen ... Theorien und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, ... dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie im gewissen Sinne befördern, sogleich wieder hemmen und schädlich werden“ (291<sub>16-21</sub>). Mit diesen nicht näher erklärten Vorwürfen meint Goethe wohl Newton. Ebenfalls auf Newton zielt die Feststellung, „daß ein guter Kopf nur destomehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen“ und

daß „er“ um „seine Herrschaft zu zeigen, aus den vorliegenden Datis“ die ihm günstigen herauswählt und „die übrigen so zu ordnen weiß, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen“ (291<sub>22-27</sub>). „Einem Manne, der so viel Verdienst hat“, nämlich Newton, sagt Goethe, „kann es an Bewunderern und Schülern nicht fehlen, die ... sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Überhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte.“ (291<sub>32-38</sub>)

Nach dieser Darlegung der Gefahren, denen seiner Meinung nach die Einbildungskraft bei der Verbindung der aus Versuchen abgeleiteten Erkenntnisse zu Hypothesen und Theorien erliegen kann, will Goethe zeigen, wie er selbst „einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.“ „Schädlich“ nennt Goethe „die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese.“ Für „nützlich“ hält er dagegen „eine mittelbare Anwendung derselben“ (292<sub>9-15</sub>). „Unmittelbar“ ist, Goethe zufolge, eine Verbindung empirischer Erkenntnisse zur Hypothese dann, wenn sie sich keines verbindenden Mittels bedient. „Mittelbar“ ist eine Synthese, die mit Hilfe eines übergeordneten, nicht der Erfahrung entlehnten Prinzips hervorgebracht wird. Seiner „mittelbaren Anwendung“ von Versuchen legt Goethe die folgende Idee zugrunde:

„In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien, es ist nur die Frage, wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?“ (292<sub>18-24</sub>)

Mit den Worten „lebendige Natur“ und „Ganzes“ erscheinen in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften hier zum ersten Mal, Begriffe, die in seiner Naturforschung der folgenden Jahre eine bedeutende Rolle spielen werden. Dabei folgt Goethe Kant dort, wo dieser in dem *Die Architektonik der reinen Vernunft* überschriebenen Kapitel der *Kritik der reinen Vernunft* den Übergang aus dem Reich des Verstandes in das der Urteilskraft beschreibt, welches von der Vernunft regiert wird. Unter der von Goethe mit einem Kreuz markierten Überschrift dieses Kapitels sagt Kant: „Unter der Regierung der Vernunft dürfen unsere Erkenntnisse überhaupt keine Rhapsodie“ (keinen Haufen von Bruchstücken) „sondern sie müssen ein System ausmachen, ... Ich verstehe aber unter einem Systeme die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee. Diese ist der Vernunftbegriff von der Form eines Ganzen, so fern durch denselben der Um-

fang des Mannigfaltigen so wohl, als die Stelle der Teile unter einander, a priori bestimmt wird.“<sup>26</sup>

Die erstaunliche Tatsache, daß Goethe in der Aufzeichnung von 1792, wo von Licht und Farben, Phänomenen der unorganischen Welt, die Rede ist, von einem „Ganzen“ in der „*lebendigen Natur*“ spricht, weist auf seine Lektüre der *Kritik der Urteilkraft*. Dort legt Kant dar, daß die reflektierende, d. h. die nach einer allgemeinen Regel für die Mannigfaltigkeit des Besonderen suchende Urteilkraft die Dinge (nicht nur die lebendigen) nach dem Muster organischer Wesen als „Naturzwecke“ betrachtet: „Zu einem Dinge als Naturzwecke wird nun e r s t l i c h erfordert, daß die Teile ... nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich sind. ... Z w e i t e n s ... daß die Teile desselben sich dadurch zur Einheit eines Ganzen verbinden, daß sie von einander wechselseitig Ursache und Wirkung ihrer Form sind; denn auf solche Weise ist es allein möglich, daß umgekehrt (wechselseitig) die Idee des Ganzen wiederum die Form und Verbindung aller Teile bestimme ...“<sup>27</sup>

Goethe meint, daß „*diejenigen am ersten dem Irrtume unterworfen waren, welche ein isoliertes Faktum mit ihrer Denk- und Urteilkraft unmittelbar zu verbinden suchten*“. Dagegen hätten „*diejenigen am meisten geleistet ..., welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches, nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten*“ (292<sub>25-31</sub>). Diese Forscher verknüpften empirische Erfahrungen „mittelbar“, d. h. vermittels der Erkenntnis, daß „*alles in der Natur ... in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung*“ zusammenhängt, so daß man „*von einem jeden Phänomene sagen*“ kann „*daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe*“ (292<sub>34-38</sub>). Im Sinne dieser Zugehörigkeit des einzelnen Versuchs zu einem Ganzen, sagt Goethe, „*können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was u n m i t t e l b a r an ihn grenzt? was z u n ä c h s t aus ihm folgt*“ (293<sub>3-5</sub>). Er habe, sagt Goethe, in diesem Sinne in den Beiträgen zur Optik „*eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja ... gleichsam nur e i n e n Versuch ausmachen, nur e i n e Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen*“. „*Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht*“, nennt Goethe eine Erfahrung „*von einer h ö h e r n Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedruckt werden.*“ (293<sub>16-25</sub>)

<sup>26</sup> KrV B860.

<sup>27</sup> KU A286f.

Daß gerade mit den „*Erfahrungen der höhern Art*“ Fortschritte in der Erkenntnis erreicht werden können, erläutert Goethe auf überraschende Weise – angesichts der allgemein verbreiteten Meinung von seiner Ablehnung aller Mathematik – durch einen Vergleich von mathematischer Methode und rhetorischer Argumentation: Beweise der mathematischen Methode seien, so Goethe, „*nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Teilen... dagewesen*“ sei, so daß „*ihre Demonstrationen mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente*“ seien (293<sub>37</sub>-294<sub>6</sub>). In ähnlicher Weise lassen sich, nach seiner Meinung, „*Erfahrungen der höheren Art ... durch kurze und faßliche Sätze*“ ausdrücken, so daß sie „*so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengekommen unerschütterlich stehen*“ (294<sub>22-27</sub>). Anders stehe es mit rhetorischer Argumentation: „*Ein kluger Redner*“ könnte einen Beweis „*aus Argumenten führen*“, die „*durch Witz und Einbildungskraft auf einen Punkt zusammen geführt*“, den „*Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen*“ hervorbringen. Auf dieselbe Weise könne man „*zu Gunsten einer Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammen stellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.*“ (294<sub>11-19</sub>)

Hat man „*eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, ... in Reihen geordnet und niedergelegt, ... nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt...*“, faßt Goethe in seiner Schrift zusammen, so „*steht alsdenn einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei.*“ (294<sub>38</sub>-295<sub>12</sub>) Dieser resümierende Satz bringt deutlich zum Ausdruck, daß Goethe sich hier im Sinne von Kants Philosophie entschieden von jedem realistischen Naturverständnis entfernt; denn von dem „*Ganzen*“, zu dessen Hervorbringung die Einbildungskraft empirische Erfahrungen verbindet, wird nicht gesagt, daß mit ihm eine Einsicht in Naturdinge gewonnen sei, wie sie an sich beschaffen sind. Vielmehr soll dieses Ganze eine Naturerkenntnis vermitteln, die „*der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm*“ ist. Mit einem Randstrich markiert Goethe Sätze, in denen Kant diese Ansicht in der ersten *Einleitung der Kritik der Urteilskraft* begründet: „*Also müssen wir in der Natur, in Ansehung ihrer bloß empirischen Gesetze, eine Möglichkeit unendlich mannigfaltiger empirischer Gesetze denken, die für unsere Einsicht dennoch zufällig sind (a priori nicht erkannt werden könnten); und in Ansehung deren beurteilen wir die*

Natureinheit nach empirischen Gesetzen, und die Möglichkeit der Einheit der Erfahrung (als Systems nach empirischen Gesetzen) als zufällig. Weil aber doch eine solche Einheit notwendig vorausgesetzt und angenommen werden muß, weil sonst kein durchgängiger Zusammenhang empirischer Erkenntnisse zu einem Ganzen der Erfahrung statt finden würde ... so muß die Urteilskraft für ihren eigenen Gebrauch es als Prinzip a priori annehmen, daß das für die menschliche Einsicht zufällige in den besonderen (empirischen) Naturgesetzen dennoch eine, für uns zwar nicht zu ergründende aber doch denkbare, gesetzliche Einheit, in der Verbindung ihres mannigfaltigen zu einer an sich möglichen Erfahrung, enthalte, ... folglich ... muß die Urteilskraft, ... die Natur ... nach einem Prinzip der Zweckmäßigkeit für unser Erkenntnisvermögen denken ...<sup>28</sup>

Im letzten Abschnitt seiner Schrift erklärt Goethe, daß es seine Absicht sei, „*alle Erfahrungen in diesem Fache zu sammeln, alle Versuche selbst anzustellen, ... Sodann die Sätze, in welchen sich die Erfahrungen von der höheren Gattung aussprechen lassen, aufzustellen und abzuwarten, in wie fern sich auch diese unter ein höheres Prinzip rangieren.*“ (295<sub>22-39</sub>)

## 2. Ergänzende Aufzeichnungen Goethes aus dem Jahr 1792

In Goethes Nachlaß finden sich auf einem Foliobogen zwei Aufzeichnungen von der Hand seines Schreibers Schumann, die Gedanken des Textes vom 28. April 1792 fortsetzen und vermutlich kurz danach diktiert wurden. R. Matthaei nannte die erste Aufzeichnung „*Warnung*“<sup>29</sup> und die zweite „*Reine Begriffe*“.<sup>30</sup>

In der Notiz „*Warnung*“ veranschaulicht Goethe den zentralen Satz der Abhandlung von 1792, „*daß nichts gefährlicher sei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche beweisen zu wollen*“ (290<sub>13-15</sub>) durch das Beispiel eines Taschenspielers, dem es durch „*Geschicklichkeit und Geschwindigkeit*“ gelingt, „*einem ehrlichen Mann einen Beutel in die Tasche zu bringen*“, der es aber dadurch keineswegs beweisen kann, „*daß jener ein Dieb sei*“. Die Natur müssen wir „*geradezu wie einen Taschenspieler behandeln*“ sagt Goethe und verweist zum besseren Verständnis seines Gleichnisses auf einen Aufsatz über die Kunststücke der Taschenspieler<sup>31</sup>, den er

<sup>28</sup> KU, A XXXIf.

<sup>29</sup> LA I 3, 61-62; II 3, 200; FA I 23/2, 67-68.

<sup>30</sup> LA I 3, 62-63; II 3, 200-201; FA I 23/2, 69-70.

am 6. März 1792 von Batsch erhielt<sup>32</sup> und am 4. Januar 1793 im Tagebuch erwähnt.

In der Aufzeichnung „*Reine Begriffe*“ knüpft Goethe zunächst an den Aufsatz von 1792 an, indem er ausführt, daß wir die unseren Sinnen verborgenen „*einfacheren Kräfte der Natur... durch die Kräfte unseres Geistes zu erreichen und ihre Natur in uns darstellen*“ müssen, „*da wir sie außer uns nicht erblicken können*“, fährt dann jedoch mit folgendem Satz fort: „*Wenn wir dabei recht rein zu Werke gehen, so können wir zuletzt wohl sagen, daß so wie unser Auge mit den sichtbaren Gegenständen, unsre Ohren mit den schwingenden Bewegungen erschütterter Körper völlig harmonisch gebaut sind, daß auch unser Geist mit den tiefer liegenden einfachern Kräften der Natur in Harmonie steht und sich solche ebenso rein vorstellen kann, als in einem klaren Auge sich die Gegenstände der sichtbaren Welt abbilden.*“ Das Wort „*rein*“ ist hier so zu verstehen, wie Kant es gebraucht: ein Begriff ist „*empirisch, wenn Empfindung ... darin enthalten ist, rein aber, wenn der Vorstellung keine Empfindung beigemischt ist.*“<sup>33</sup> Mit der Möglichkeit einer übersinnlichen *Harmonie* zwischen Geist und Natur deutet Goethe, wie in der schon erwähnten Stelle LA I 3, 290<sub>31</sub>-291<sub>2</sub>, erste Zweifel an dem Grundsatz der Transzendentalphilosophie an, daß wir „*von keinem Gegenstande als Dinge an sich selbst, sondern nur so fern es Objekt der sinnlichen Anschauung ist, d. i. als Erscheinung, Kenntnis haben können.*“<sup>34</sup> Mit der Ankündigung, daß ein andermal die Rede sein soll „*von den Hindernissen, die sich uns in den Weg stellen, diese reinen Begriffe zu erlangen oder sie zu erhalten*“ und der Ankündigung, „*eine schöne zugunsten der menschlichen Vorstellungsart die natürlichen Wissenschaften beschreibende Stelle*“ anzuführen, bricht die Aufzeichnung ab.<sup>35</sup>

<sup>31</sup> Im 5. Teil des Werkes: Christian Wiegand und Gottfried Erich Rosenthal: *Die natürliche Magie*. Berlin und Stettin 1791.

<sup>32</sup> LA II 3, 51.

<sup>33</sup> KrV B74.

<sup>34</sup> KrV BXXVI.

<sup>35</sup> R. Matthaes Vermutung: (LA II 3, 200f.), Goethe habe eine Passage aus A. v. Hallers *Grundriß der Physiologie* über die kraft göttlicher Einrichtung durch äußere Körper in den Nerven erzeugten Empfindungen und in der Seele veranlaßten Gedanken zitieren wollen, kann nicht zutreffen. Goethe spricht von übersinnlicher „*Harmonie*“ zwischen „*reinen*“, d. h. nicht der Erfahrung entstammenden Begriffen und den „*tiefer liegenden einfachern Kräften der Natur*“, die er metaphorisch durch den für das Sehen und das Hören zweckmäßigen Bau von Augen und Ohren beschreibt.

### 3. Schillers Stellungnahme 1798

Goethe bewahrte den Aufsatz von 1792 in seiner Repositur, vielleicht, weil es kaum einen Ort für eine Veröffentlichung gab, vermutlich aber auch wegen dem in der Notiz „*Reine Begriffe*“ angedeuteten Zweifel an der von Kant errichteten Kluft zwischen Geist und Natur. Erst sechs Jahre später, unter dem Einfluß der frühromantischen Kantkritik, macht er ihn Schiller bekannt.

1794 hatte Goethe Fichtes Debut in Jena enthusiastisch begrüßt<sup>36</sup> und durch bedeutsame An- und Unterstreichungen in seinem Handexemplar von Fichtes Programmschrift *Über den Begriff der Wissenschaftslehre*<sup>37</sup> seine Anteilnahme an Fichtes, Salomon Maimons und Gottlob Ernst Schulzes Kritik an Kant<sup>38</sup> kundgetan. Nach der ersten Lektüre von Schellings Werk *Ideen zu einer Philosophie der Natur*<sup>39</sup>, das er am 31. Dezember 1797 von C. G. Voigt erhalten hatte<sup>40</sup>, schreibt Goethe am 3. Januar 1798 an Schiller: „*Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur bringe ich mit, es wird uns Anlaß zu mancher Unterhaltung geben.*“<sup>41</sup> Am 6. Januar 1798 teilt Goethe an Schiller „*bei Gelegenheit des Schellingschen Buches ... verschiedene Gedanken*“ mit, „*über die wir umständlicher sprechen müssen.*“<sup>42</sup> Dabei ist noch nicht von der später entschiedenen Zustimmung Goethes zu Schellings Philosophie<sup>43</sup> die Rede, wohl aber deutlich vom

<sup>36</sup> Goethe an Fichte, 24. Juni 1794: „Für die übersendeten ersten Bogen der Wissenschaftslehre danke ich zum besten; ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ./ Das Übersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlüsse.“ WA IV 10, 166f.

<sup>37</sup> Johann Gottlieb Fichte: *Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie*. Weimar 1794.

<sup>38</sup> Siehe Géza von Molnár: *Goethes Einsicht in die Wissenschaftslehre*. In: *Athenäum*, 7. Jahrg., Paderborn etc. 1997, S. 192. In der Vorrede der Fichteschen Schrift unterstreicht Goethe die Namen der Kantkritiker Maimon und Aenesidemus (G. E. Schulze) und Fichtes Feststellung, „daß die Dinge allerdings bloß als Erscheinungen vorgestellt, daß sie aber als Dinge an sich gefühlt werden...“

<sup>39</sup> Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Ideen zu einer Philosophie der Natur*. Leipzig 1797.

<sup>40</sup> *Briefe an Goethe*. Gesamtausgabe in Regestform, 2. Bd., Weimar 1981, Nr. 1074.

<sup>41</sup> WA IV 13, 5.

<sup>42</sup> WA IV 13, 10f.

<sup>43</sup> Goethe an Schelling, 27. September 1800: „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, so wie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins allgemeine, früher oder später, zu bewirken hoffe ...“ WA IV 15, 117.



Zweifel an der von Kant gelehrtten Unzugänglichkeit der Dinge an sich, indem Goethe schreibt: „*mag sich der Idealist gegen die Dinge an sich wehren wie er will, er stößt doch ehe er sichs versieht an die Dinge außer ihm*“, und Schelling zitierend, empfiehlt, „*in dem philosophischen Naturstande*“ zu bleiben.

Vier Tage später, am 10. Januar 1798, sendet Goethe die Schrift von 1792 an Schiller, vermutlich um sie in die in Aussicht genommene Unterhaltung über Schellings Werk einzubeziehen. Dazu schreibt Goethe: „*Ich lege einen kleinen Aufsatz bei der ohngefähr 4 bis 5 Jahre alt sein kann, es wird Sie gewiß unterhalten zu sehen wie ich die Dinge damals nahm.*“<sup>44</sup> Das übersendete Dokument ist vermutlich eine Abschrift ohne die Datierung des Originals, so daß sich Goethe in Bezug auf das Datum der Niederschrift verschätzt. Er übersendet die Schrift nicht als Ausdruck gegenwärtiger Ansichten, sondern ausdrücklich, um Schiller zu zeigen, „*wie ich die Dinge damals nahm*“, damals, d. h. vor den Verwandlungen in den seitdem verfloßenen sechs Jahren.

Zu der geplanten Unterhaltung über Schellings Werk, in die Goethe die Schrift von 1792 einbringen wollte, ist es offenbar nicht gekommen. Stattdessen antwortet Schiller am 12. Januar 1798 auf Goethes Sendung.<sup>45</sup> Er übersieht Goethes Einschränkung, „*wie ich die Dinge damals nahm*“, versteht den Aufsatz als Goethes Bekenntnis aktueller Überzeugungen und preist ihn als „eine treffliche Vorstellung und zugleich Rechenschaft Ihres naturhistorischen Verfahrens“ der „die höchsten Angelegenheiten und Erfordernisse aller rationellen Empirie“ berührt. Er werde „ihn noch sorgfältig durchlesen und überdenken“ und dann seine „Bemerkungen mitteilen“. Vorläufig stellungnehmend, hebt Schiller insbesondere hervor, daß es ihm sehr einleuchte, wie gefährlich es sei, „einen theoretischen Satz unmittelbar durch Versuche beweisen zu wollen“. Dies schiene ihm mit „einer anderen philosophischen Warnung“ übereinzustimmen, der Warnung nämlich, „daß man seine Sätze nicht durch Beispiele beweisen solle, weil kein Satz dem Beispiel gleich ist“. Schiller folgt hier Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* wo es heißt, daß konkrete Beispiele der „Verstandeseinsicht ... gemeinlich einigen Abbruch“ tun, „weil sie nur selten die Bedingung der Regel adäquat erfüllen.“<sup>46</sup> Schiller wünscht, Goethe möge „den Hauptinhalt dieses Aufsatzes ... unabhängig von der Untersuchung und Erfahrungen, de-

<sup>44</sup> WA IV 13, 13.

<sup>45</sup> LA I 3, 303f.

<sup>46</sup> KrV B173.

nen er zur Einleitung dient“, ausführen, d. h. ohne auf den speziellen Anlaß der Aufzeichnung, die *Beiträge zur Optik*, Bezug zu nehmen. Dann nämlich würde man „dahin gebracht werden, sich zu überzeugen, daß nur dadurch die Wissenschaft erweitert werden kann, daß man auf der einen Seite dem Phänomen ohne allen Anspruch auf eine hervorzubringende Einheit folgt ... auf der andern Seite ... die Freiheit der vorstellenden Kräfte begünstigt ... mit dem Vorbehalt, daß die vorstellende Kraft auch nur in ihrer eignen Welt und nie in dem Faktum etwas zu konstituieren suche.“ Bei aller Zustimmung vernimmt man Schillers Kritik: der der von ihm vertretenen „rationalen“ oder wie es später heißt „rationalen Empirie“ gemäß, wird dem Verstand im Erkenntnisprozeß „aller Anspruch auf eine hervorzubringende Einheit“ versagt.

Goethe antwortet schon am 13. Januar 1798<sup>47</sup> : „*Schreiben Sie doch ja bei Gelegenheit meines Aufsatzes was Sie denken hin, denn wir müssen jetzt einen großen Schritt tun und ich glaube wieder bei Gelegenheit des Schellingischen Buches zu bemerken, daß von den neuern Philosophen wenig Hilfe zu hoffen ist. Ich habe diese Tage, beim Zertrennen und Ordnen meiner Papiere, mit Zufriedenheit gesehen wie ich, durch treues Vorschreiten, und bescheidnes Aufmerken, von einem steifen Realism und einer stockenden Objektivität dahin gekommen bin daß ich Ihren heutigen Brief als mein eignes Glaubensbekenntnis unterschreiben kann. Ich will sehen ob ich durch meine Arbeit diese meine Überzeugung praktisch darstellen kann. ... Ich will nächstens Ihnen ein Aperçu<sup>48</sup> über das Ganze schreiben, um von meiner Methode, vom Zweck und Sinn der Arbeit Rechenschaft zu geben.*“

Wiederum kommt zum Ausdruck, daß Goethe, im Jahr 1798, den Aufsatz von 1792 historisch versteht, als ein Zeugnis für seinen Weg des „*Vorschreitens und bescheidnen Aufmerkens*“, auf dem er sich von einem früheren „*Realism*“ entfernt habe. Als ein auch noch 1798 gültiges „*Glaubensbekenntnis*“ unterschreibt Goethe, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die von Schiller hervorgehobenen Grundsätze. Doch ist die Lage nun eine andere als 1792: Ein *großer Schritt* ist zu tun, sagt Goethe; denn neuere Philosophen haben zwar Kants System erschüttert, doch scheint ihm, daß von ihnen – und hier hat Goethe wohl seinen ersten Eindruck von Schellings *Ideen* im Sinn – „*wenig Hülfe zu erwarten*“ ist. Statt Schillers Vorschlag gemäß, den

<sup>47</sup> WA IV 13, 19.

<sup>48</sup> Die am 15. Januar an Schiller gesandte Abhandlung *Das reine Phänomen*; LA I 11, 39-40.

„Hauptinhalt“ der Aufzeichnung von 1792 ohne Beziehung auf die *Beiträge zur Optik* zu wiederholen, will Goethe durch „seine Arbeit“ – die Arbeit an der Farbenlehre – seine Überzeugung „praktisch darstellen“.

Am 18. Juli 1798<sup>49</sup> erbittet Goethe von Schiller das Dokument von 1792 mit den Worten zurück: „Möchten Sie mir wohl ... den ältern Aufsatz über die Kautelen des Beobachters, wenn Sie ihn finden können nächsten Freitag herüber schicken.“

#### **4. Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt 1793, in: Zur Naturwissenschaft überhaupt, 2. Band, 1. Heft, Weimar 1823**

Erst dreißig Jahre nach der ersten Aufzeichnung wird Goethes Text vom April 1792 der Öffentlichkeit bekannt. Goethe sendet ihn, mit der Vorbereitung des Ersten Heftes des Zweiten Bandes seiner Zeitschrift *Zur Naturwissenschaft überhaupt* beschäftigt, am 10. September 1822 mit folgenden Worten an Riemer: „Mögen Sie, mein Wertester, beikommenden alten, aber hoffentlich nicht veralteten Aufsatz durchlesen, beachten und mir Ihre Bemerkungen gönnen. Zugleich wünschte Titel und Überschrift, die ich jetzt so wenig als vormals zu finden wußte. Merkwürdig war mir die Vergleichung mit der Henning'schen Schrift; diese sieht aus wie eine entfaltete Blume gegen unbehilfliche Korymben. Die wenigen Randschriften sind von Schiller, der solche Äußerungen mit der Kantischen Philosophie in Einklang zu setzen suchte.“<sup>50</sup> Man darf daher annehmen, daß der Aufsatz, wie er 1823 im Druck erscheint, von Riemer redigiert wurde. Der Titel *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt 1793* stammt wohl nicht von Goethe, sondern von Riemer. Dafür spricht nicht nur Goethes Brief, sondern auch die sprachliche Diskrepanz zwischen diesem Titel und dem Inhalt der Schrift, in der die Worte „Vermittler“, „Objekt“ und „Subjekt“ nicht vorkommen und in der keineswegs davon die Rede ist, daß ein „Subjekt“ dem „Objekt“ gegenübersteht, zwischen denen der Versuch „vermittelt“. Das irrtümliche Datum „1793“ rührt wohl daher, daß Riemer nicht das datierte Original von 1792, sondern eine undatierte Abschrift benutzte, vermutlich dieselbe, welche Schiller in der Hand hatte und der dieser die in Goethes Brief erwähnten „wenigen Randschriften“ hinzufügte, jener Abschrift, um deren Rückgabe Goethe am 18. Juli 1798 bat. Der

<sup>49</sup> WA IV 13, 219f.

<sup>50</sup> WA IV 36, 163.

Druck von 1823 enthält einige, in LA II 3, 313f. verzeichnete Abweichungen gegenüber der Handschrift von 1792. Sie verändern nicht den Sinn des Manuskripts von 1792 und beruhen vermutlich auf Riemers Redaktion, rsp. Schillers Randschriften.

Der in Goethes Brief an Riemer erwähnte Leopold Dorotheus von Henning (1791-1866), Hegel-Schüler, Philosoph und Jurist in Berlin, war einer der wenigen Befürworter von Goethes Farbenlehre.<sup>51</sup> Für seine Vorlesungen über die Farbenlehre, die er im Sommer 1822 an der Berliner Universität begann, erhielt er von Goethe schriftliche Unterlagen und Gerät für Experimente.<sup>52</sup> Im Herbst 1822 wurde verabredet, daß Henning für das Erste Heft des Zweiten Bandes *Zur Naturwissenschaft überhaupt* einen Aufsatz über seine Berliner Vorlesung liefern sollte. Durch eine Metapher aus der Botanik bezeichnete Goethe seine Absicht: wie „*eine entfaltete Blume*“ sollte sich die Henningsche Darstellung der Farbenlehre neben dem ausnehmen, was „*unbehilfliche Kotyledonen*“ der eignen Schrift von 1792 keimhaft umschließen. Da Henning trotz Mahnungen den versprochenen Aufsatz nicht lieferte, kann Goethe in dem 1823 erschienenen Heft lediglich einen Torso dieses schönen Plans verwirklichen, indem er den eigenen Aufsatz nur mit einer kurzen Besprechung der Einladung Hennings zu seiner Berliner Vorlesung im Sommer 1822<sup>53</sup> begleitet.

Dr. Irene Bark, Tübingen, danke ich für fördernde Anregungen und Hinweise, Prof. Dr. Dorothea Kuhn, Marbach, für sorgsame Durchsicht.

<sup>51</sup> Über die Beziehungen zwischen Goethe und Henning siehe: Manfred Wenzel in FA I 25, 1393-1400.

<sup>52</sup> WA IV 36, 39-43, 72-76.

<sup>53</sup> *Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethes Farbenlehre, gehalten an der Königlichen Universität zu Berlin, von Leopold von Henning ..., Berlin 1822.* LA I 8, 342f.